

# femSCRIPT

Nr. 18

Oktober 2022



## INHALT

---

Editorial.....	1
Steiner, Helen: Heimkommen.....	2
Bärtsch Joosten, Lisa: Heimgeführt.....	3
Schmid, Rita: Früher war mehr.....	5
Faiss, Doris: verirrt .....	7
Othenin-Girard, Corinne: Antiphon des Denkens.....	8
Rubin, Renate: butterbrot mit zeugen .....	9
Vögeli, Esther: Mama will nach Hause .....	11
Seiferth, Cornelia M.: Wieder Zuhause .....	14
Schmid, Rita: zum morschen holz .....	17
Faiss, Doris: Urian .....	18
Vögeli, Esther: requiem für einen apfelbaum.....	22
Mathioudakis, Diana: Heim-Kommen. Versuch einer Annäherung .....	23

### Impressum

Herausgegeben von: femSCRIPT

Redaktion: Der Digitale Schreibtisch bei femscript.ch

© Das Copyright ist bei den Autorinnen

Textauswahl: Diana Mathioudakis, Esther Vögeli,  
Corinne Othenin-Girard

Lektorat: Doris Faiss, Diana Mathioudakis, Corinne  
Othenin-Girard

Korrektorat: Doris Faiss, Cornelia M. Seiferth, Esther  
Vögeli

Layout: Corinne Othenin-Girard

Druck: Ropress Druckerei Genossenschaft, 8048 Zürich

Auflage: 300 Exemplare

Erscheint 2x jährlich

Preis Einzelnummer: Fr. 8.-

©Bilder: Titelbild, Corinne Othenin-Girard

ISSN: 2673-6233

### Heimkommen

Ein Schreibtischtreffen brachte den Anlass für dieses Heft.

Ein Gedicht.

Be-rührend.

Es ergreift uns, stösst etwas in uns an, fordert uns heraus.

Das Thema *Heimkommen* lässt keine unberührt.

Wir wollen es aufgreifen und weiterführen.

Wir lassen Resonanzen, Assoziationen, Erinnerungen aufsteigen – inneres und äusseres Erleben wird in Worte gefasst. Jede findet einen anderen, ihren eigenen Weg, einen Weg zum Ankommen – in Vergangenheit oder Zukunft – oder die traurige Gewissheit, dass Heimkommen noch nicht oder nicht mehr möglich ist. Manchmal geht die Suche weiter, hält inne, bleibt Suche. Die Gedanken kreisen um ein Zuhause, weiten sich aus zur Frage nach Heimat.

Wir wünschen allen Leserinnen ein zufriedenstellendes Ankommen in den Texten, die wir in diesem Heft präsentieren.

Doris Faiss, Corinne Othenin-Girard und Helen Steiner

## Heimkommen

Durch die offene Türe eintreten  
in lauter leere Räume. Ausser ihm  
wartete keiner auf mich. Ich kenne sein,  
von allem Anfang an, erdachtes Gesicht.

Aus den Schuhen schlüpfen, den guten.  
Nicht aus den feinhohen, den tanzenden,  
die Mutter zur Arbeit getragen,  
musste den Kunden gefallen - sein Wille geschah.

Sempre stiletto, und Schwester auf Spitzen  
mit blutroten Zehen - wer wollte das so?  
Barfuss im Sand sah ich mich  
übermorgen vielleicht. Bis dann

Hängengelken, Partiten und Bach  
Brennesseltriebe überbrühen  
Tannenschösslinge in Honig gebraten  
Hanfsamenkeimlinge

und allerhand Sprosse.  
Alles Fleischliche überliesse ich ihm.  
So lebten wir uns ein  
tag aus.

## Heimgeführt

Eintreten durch das hohe schmiedeeiserne Tor,  
mit meinen Schlüsseln von Heckenröschen umrankte Türen entriegeln;  
Heimkommen in lauter volle Räume.

Ausser ihm warteten viele auf mich: Kinder, Nachbarn, Blumen, Sträucher,  
Gemüsebeete und – ein Kirschbäumchen, im Vorgarten neben dem  
Apfelbaum.

Aus den Strassenschuhen schlüpfen in feine chinesische Stoffschühchen,  
innen mit warmem Filzbezug über robuster Gummisohle;  
beschwingt und bedrückt zugleich eile ich  
klick-klack über ausgekühlte Parkettböden

und suche in den überquellenden Schränken hastig nach leeren Nischen;  
staple Karton über Karton in den vollgestopften Räumen, Koffer, Taschen,  
Stühle, Tische: Wohin damit? – Gesucht: weisse Flecken, Leerräume,  
Hohlsäume –

Basta! In die Tiefen des Kellers! Versenke deine alten Geschichten,  
Vergangenes und Verborgenes, Überflüssiges –  
Kostbares? Achtung: Fragile –

Vorsicht, nichts fallen lassen!

Papierberge und andere Haufen vermengen sich mit flockigem Staub,  
feinen Gerüchen und Düften aus der Küche nebenan in meinem  
eingequetschten Kämmerchen genannt – Bureau.

Bilder, Mäppchen, Bücher locken, lenken ab von den bedrohlich  
unausgefüllten Formularen - eine Flucht vielleicht

die Spaziergänge durch meine neue Stadt?

Strande am Fuss eines Hügels, stehe am Ende einer Strasse mit Namen  
*Rue du Pont*, die zu einer Brücke führte und dereinst auf der Talsohle ein  
Flüsschen überspannte, das damals noch.

unter freiem Himmel floss. Lebendiges Wasser *La Ronde* genannt, jetzt eingeschlossen, weggesperrt unter Asphalt eingemauert. – *La Ronde* eine versteckte Schönheit wie die mit betörenden Blumenmotiven ausgemalten Treppenhäuser, wie die verspielten Gartenhäuschen, die *Kikajons*, und die romantischen Felsgebilde, die *Rocailles*, in den verwunschenen Gärten?  
Ich steh`auf einem grossen Stein

und wer mich gernhat, führt mich heim. Im fliederduftenden Mai klappern offene Fensterflügel im Wind, wehen Klänge und Reime aus fernen Tagen in meinen neuen leeren Raum: Geige stimmen, Haare kämmen.  
Mit schrillen Schreien lockend sausen sie pfiffig in rasendem Flug

über die Dächer der Stadt, segeln kühn im Sommerwind, Luft und Lust um die Ohren,  
dreizehn rote Rosen – und wer mich gernhat, führt mich heim.

## Früher war mehr

Es wundert mich, dass am Sonntag  
mit dem Segen der Gemeinde  
knatternde Maschinen  
staubsaugerähnlich  
an sonnigen Hängen  
das duftende Heu schwaden  
und auf dem Dorfplatz  
spielt die Musik wegen Peter&Paul.

Es bedrückt mich, dass am Sonntag  
mit dem Segen des Pfarrers  
die Trachtenfrauen das Selbstgebackene  
zum süßen Moscato reichen  
und auf dem Dorfplatz  
feuern junge Männer in Tarnanzügen  
Gewehrsalven in die Luft wegen Peter&Paul.  
Gleichzeitig ist Krieg.

Heimisch wirst du hier nicht.  
Heimkommen braucht Zeit  
heimkehren ist möglich  
mit Rückkehrgepäck.

Früher war mehr Peter&Paul  
mit Gewimmel und Gewusel  
lachen, kreischen, laufen, klatschen  
weisse Strümpfe, lange Zöpfe  
rote Schleifen, flatternde Röcke  
lüpfige Musik, jauchzender Jodel.

Mutter singt, Mutter tanzt  
jemand sagt, sie hat Temperament  
sie ist nicht hiesig.  
Bist du von da?  
Bist du von dort?

Die Malven blühen -  
kein Platz für dich  
in diesem Garten.  
Heimkommen wird später.  
Gibt es ein Hinweisschild?



**verirrt**

hoch hinaus      noch höher  
ein halbes leben lang ohne eigne  
identität gesichtslos      geschichtslos im  
muss das mass verloren      gestrauchelt      gefallen  
kapituliert      entfremdet      plan b verbrannt? nie gehabt?

orte verstreut im sternigen weltall      so fremd dort unten  
margeriten und birnbäume      hagel und schnee  
mäandern durch wiesen durch torf und durch dorf  
endlich      den blick nach innen

nestwärmewellen

## Antiphon des Denkens

Lied des Augenblicks

Wortlandschaft  
was ist ein Wort  
schwingendes Wort  
ihr Klang ist mein Gast

wordscapes  
Schritte des Denkens fühlen  
tönendes Schweigen  
konsonierend

Klangumarmung  
wie Wellen im Sand nur feiner  
Sprache ist keine Maschine  
ihr Ton gleitet durch meine Finger

dune de paroles  
klangerfülltes Geräumigsein  
fleuve des paroles se jettant dans  
la mer des phonèmes

Ankunft klanglicher Ideen  
reite auf den Wortwogen  
Sprache findet in mir ihren Platz  
öffnet eine Räumlichkeit

Antiphon des Denkens

## butterbrot mit zeugen

handarbeit, wann hat das ein ende, das stricken, der kampf mit den fallmaschen, das nähen, ihr vater, mit seinen dauernden dummen fragen. nadi, näh mir doch schnell den knopf an? hilflos steht er vor ihr, bittend, fordernd. zwei frauen im haushalt, da muss er doch seine knöpfe nicht selbst annähen, seine augen voller erwartung. nadines enge im hals. seine frage und der schräge blick zu seiner frau. ihre mutter, die nachmittage lang am küchentisch sitzt, raucht und vor sich hinschaut. nadine verweigert sich, immer und immer wieder. lässt ihn stehen. sie will nicht die «bessere» frau sein. sie näht ihm keine knöpfe an, niemals.

sie tritt in den klassenraum. die handarbeitslehrerin ist umringt von ihren schülerinnen. vor der lehrerin auf dem tisch liegt ein aufgeschlagenes buch. neugierig blickt nadine hin. blickt auf das portrait einer jungen frau. ganzseitig ist sie abgebildet. die frau lacht, lacht mit vollen lippen, geschminkten lippen. ihre nasenkuppe ist rund und glänzend wie ihre backen. ihre augen sind geschminkt und von langen wimpern umrahmt. sie blicken keck aus dem buch. ihr tiefer ausschnitt zeigt die ansätze ihrer brüste.

„die gesichtszüge, die physiognomie eines menschen, verraten seinen charakter“, erklärt die lehrerin. „diese frau hier wird vom sinnlichen dominiert. frauen mit solchem aussehen geraten leicht auf die schiefe bahn.“ die lehrerin schaut auf, mustert ihre schülerinnen, eine nach der andern. ihr blick trifft auf nadine und bleibt an ihr haften. sie hebt ihre hand und zeigt mit dem finger auf sie: „so eine wie du.“

nadines atem lässt ihren brustraum anschwellen und sinken. ihr rosa trikotkleid umfasst sie eng, schliesst sie ein und entlarvt sie, sie und ihren körper. ihren nicht mehr kindlichen körper. alles an ihr sprengt das anständige mass. liefert sie aus. nun für alle sichtbar. nun mit etikett versehen.

die schule ist aus, doch das bild dieser frau hat sich in nadines kopf eingenistet. ihre ähnlichkeit mit dieser frau. die runde nasenkuppe, die

vollen lippen, die langen wimpern. ihre nasenkuppe, ihre lippen, ihre wimpern.

zuhaus sitzt ihre mutter am küchentisch zusammen mit zwei fremden. einer frau und einem mann. wieder hat ihre mutter sie hereingelassen. jehovas zeugen. immer kommen sie paarweise. immer reden sie von gott und himmel. lullen ihre mutter ein, wollen sie zum tauschhandel verführen, himmel gegen mitgliedschaft. „nur so viele menschen, wie in ein fussballstadion passen, werden vom jüngsten gericht auserkoren werden.“ ihre mutter kann dazugehören – wenn sie beitrifft.

ein hohn. auch ihre mutter weiss das. durchschaut das gesülz. sie hat nadine versprochen, sie nicht mehr hereinzulassen, diese falschen prediger. und nun sitzen sie wieder da, wie kröten am küchentisch. nadine wendet sich ab, sie hat hunger. sie schneidet sich brote ab, holt die butter hervor und bestreicht sie dick.

„hast du aber einen hunger, deine mutter kocht doch bald abendessen!“, poltert die süsse stimme der frau an nadines ohren.

was weiss diese frau von ihrer mutter. nadine nimmt ihre butterbrote und verschwindet ins wohnzimmer. sie hasst die einsamkeit ihrer mutter, sie hasst jehovas zeugen, sie hasst die ganze bande. dann wird sie halt zu einer frau werden mit schwarzumrandeten augen, vollen lippen und tiefem dekolleté. vom weg abkommen. na und. diese wege. nadine wird nicht heiraten, wird keinen haushalt führen. keine arbeit machen, die niemand sieht, wie ihre mutter sagt. darüber ist sich nadine im klaren. sie beisst in ihr butterbrot, schluckt herunter, frau werden. sie will von niemandem hören, was aus ihr wird. wäre sie doch so geschmeidig wie butter, sie würde wegschmelzen, weg aus diesem ganzen scheiss, alle blöden fragen und die noch blöderen erklärungen der erwachsenen hinter sich lassen. sich zwischen himmel und hölle platzieren. sie hat ein gesuch gestellt und es ist bewilligt worden: im nächsten jahr wird sie geometrisches zeichnen besuchen anstatt handarbeit.

## Mama will nach Hause

Heute will Mama nach Hause. Doch ihr Zuhause ist hier, im Heim. Sie hat vergessen, dass sie keine eigene Wohnung mehr hat. »Mama, das geht nicht. Du wohnst hier«, sage ich. »Nein. Ich muss unbedingt nach Hause. Ich muss kochen. Sonst müsst ihr alle hungrig zur Schule. Und Papa wird wütend, wenn er nach Hause kommt und kein Essen auf dem Tisch steht.« »Mama, du musst für niemanden mehr kochen. Es wird für dich gekocht.« »Was auch!« Sie ist empört, steht auf und will den Aufenthaltsraum verlassen. Ich hole sie zurück an den Tisch: »Setz dich, Mama.«

\*

»Dann komme ich zur dir nach Hause«, ruft Mama laut, kaum hat sie sich gesetzt. »Mama, wie soll das gehen?«, frage ich. Wenn sie mich erkennt, ist das manchmal gut, öfter eher schlecht und manchmal sehr schlecht. Erkennt sie mich nicht, jagt sie mich weg: »Wer sind Sie? Was wollen Sie?« Ihr Auftreten wirkt in solchen Augenblicken fast hoheitsvoll: Die Fürstin weigert sich, der unbekanntenen Untertanin eine Audienz zu gewähren.

Es ist hoffnungslos, Mama in solchen Situationen zu erklären, wer ich bin. Ich existiere nicht in ihrer Gedankenwelt. Ich verlasse sie. Überlege mir, was ich mit dem angebrochenen Wochenende in der Stadt anfangen könnte. Ins Kino? Vorher ein Abendessen? Was mir allein wenig Spass macht. Wenigstens hätte sich die lange Autofahrt gelohnt.

\*

Die guten Tage sind jene, an welchen Mutter sich an die Besuche meiner Brüder erinnert. Besuche, die nur ein oder zwei Mal im Jahr stattfinden. Sie weiss noch, in welchem Monat es war, welches Wochenende. Sie erzählt beinahe stundenlang davon. Auch jene Tage, an denen sie Ereignisse aus unserer Kindheit berichtet. Wie wir alle zusammen Drachen steigen liessen. Von den Wanderferien. Manchmal fragt sie mich nach Leuten, die sie früher gekannt hat.

Heute ist ein eher schlechter Tag. Mama hat sich in den Kopf gesetzt, bei mir leben zu wollen. »Du kannst für mich sorgen. Du hast Zeit«, sagt sie. »Mama, ich arbeite«, erwidere ich. »Du musst nicht mehr arbeiten. Dein Mann verdient das Geld und du bist zu Hause.« Wahrscheinlich meint sie meinen früheren Freund. Erklärungsversuche sind sinnlos. Plötzlich sagt sie: »Wenn du arbeitest, besorge ich den Haushalt.« Doch dazu ist sie nicht mehr fähig.

\*

Nacktes Chaos herrschte, als meine Mutter noch in der eigenen Wohnung lebte. Eine eingeschaltete Herdplatte, auf der sie etwas abstellte, das Feuer fing. Zum Glück kam eine Nachbarin dazu, die den Schwelbrand löschen konnte. Ein abgeschalteter Tiefkühler, verdorbene Waren. Schränke, aus denen sie alles herausriss und nicht mehr aufräumte. Notwendige Medikamente nahm sie nicht mehr, sie würden ihr schaden. Am schlimmsten waren ihre Stürze. Bei einem schweren Sturz informierte ich ihren Hausarzt. Sie wurde wütend, beschimpfte mich, wie sie es tat, als ich noch ein Kind war: Idiotin, Trampel, Nichtsnutz, Strafe Gottes. Später auch Schlampe. Im Gegensatz zu meinen sieben Jahre jüngeren Zwillingenbrüdern, die anstellen durften, was sie wollten. Oft musste ich sie hüten. Fremde Leute kamen Mama nicht ins Haus. Ich durfte keine Schulfreundinnen mitbringen, nicht zu ihnen nach Hause. Bis ich keine Freundinnen mehr hatte. »Die Familie ist genug«, sagte Mama.

Nach ihrem letzten Sturz kam sie ins Krankenhaus. Ich wurde nicht informiert. Sie wollte es nicht. Dafür reisten meine Brüder an und machten mir Vorwürfe. Vom Krankenhaus kam sie ins Pflegeheim. Das ist nun drei Jahre her.

\*

Mama weint, als ich sage: »Du kannst nicht zu mir kommen.« Ich wische ihr mit einem Papiertaschentuch die Tränen ab. Frage, ob sie etwas trinken

möchte. Sie schüttelt den Kopf. Ich bringe sie auf ihr Zimmer zurück. Sie legt sich aufs Bett, dreht mir den Rücken zu. Ich ziehe ihr die Schuhe aus, lege die Decke über ihre Füße. Beim Weggehen informiere ich eine ältere Pflegerin, mit der ich mich ab und zu unterhalte. Manchmal benötigt Mama ein Beruhigungsmittel, wenn sie sich in ihren Kummer und ihre Enttäuschung hineinsteigert. Ich kann es nicht vermeiden.

\*

Die besonders schlechten Tage sind jene, an denen sie mich erkennt und beschimpft, wenn ich ihr Zimmer betrete. Ich stehe unter der Tür, warte, frage: »Mama, was ist los?« »Hau ab«, antwortet sie und es prasseln Schimpfwörter auf mich nieder. Ich schliesse die Tür. Würde ich nochmals eintreten, ginge es von vorne los. Also gehe ich wieder. Glücklicherweise wurden solche Tage in letzter Zeit seltener.

\*

Seit einiger Zeit hat Mama körperlich massiv abgebaut; sie benötigt einen Rollstuhl. Dann erkrankt sie an einer Lungenentzündung. An den Wochenenden sitze ich an ihrem Bett. Ab und zu schaffe ich es, spätnachmittags das Büro zu verlassen, um sie wochentags zu besuchen. Dann muss eine Stellvertretung organisiert und die telefonische Erreichbarkeit garantiert sein. Anfallende Arbeiten sind nachzuholen.

\*

Meine Mutter beschimpft mich nicht mehr, wenn sie mich erkennt. Wir schweigen. Ich halte ihre Hand. Beim Abschied bedankt sie sich.

## Wieder Zuhause

„Papa“, sagte ich, „Woher hast du die grosse Narbe an deinem Handgelenk?“  
„Vom Krieg. Von einem Granatsplitter.“ Dann zog er den Hemdsärmel darüber.

Später hatte er mir erklärt was eine Granate war, wie man sie auslöste und dass man sie dem Feind ins Lager geworfen hatte. Und dass es neben den Granaten auch die Minen und Minenfelder gab, über die sie als Soldaten gehen mussten.

„Ich habe noch Glück gehabt“, sagte er dann. „Der Felber“, das war Vaters bester Freund, „hatte nicht so viel Glück. Er hat durch eine Mine sein Bein verloren.“

Immer wenn Herr Felber bei uns zu Hause war, versuchte ich herauszufinden, welches der Beine das künstliche war. Auf dem rechten hinkte er ein kleines bisschen, aber das tat meine Mutter ja auch. Obwohl sie beide Beine hatte. Ich habe mich nie getraut Herrn Felber zu fragen, welches Bein fehlte und wie das damals gewesen war. Vielleicht hätte er mir davon erzählt.

Auch in den nachfolgenden Jahren hatte ich Vater immer wieder gefragt. Bruchstückhaft erzählte er:

Als der Krieg begann, war er siebzehn Jahre alt gewesen. Freiwillige waren willkommen. Alle seine gleichaltrigen Freunde und Schulkameraden hatten sich schon gemeldet. Sie alle wollten zur SS, denn das entsprechende Aussehen und die Körpergrösse hatten sie ja. Sie wollten stolz darauf sein, zu einer Elite zu gehören. Mehr und von der grausamen Wahrheit, die dahinterstand, hatten sie damals nichts gewusst. Also war er nach Hause gegangen und hatte seinen Vater nach der Unterschrift gefragt. Statt zu unterschreiben, hatte er ihn mit seinem Ledergürtel geschlagen. Auf keinen Fall gehst du zur SS und noch weniger freiwillig in den Krieg, hatte er ihm gesagt. Zu seinem Glück durfte er nicht. Alle seine Schulfreunde, die sich freiwillig gemeldet hatten, sind im Krieg gefallen.

Kurt, Vaters zwei Jahre älterer Bruder, arbeitete als Weber in der gleichen Firma wie mein Vater. Er war ein sehr guter Weber, wie mein Vater immer



betonte. Wenn er nicht am Webstuhl stand, pflegte er seinen Garten. Sogar nachts, wenn er von der Spätschicht nach Hause kam, hob er Laub auf, das er mit der Taschenlampe fand.

Später wurden mein Vater und mein Onkel Kurt dann doch zum Krieg eingezogen. Von 1939 bis 1945, ganze sechs Jahre lang. Zwischendurch gab es Fronturlaub. Dann durfte Vater kurze Zeit nach Hause. Wie konnte man von einem Krieg Urlaub bekommen und dann wieder zurückkehren? Woher wussten sie denn, wo die anderen waren?

Danach kamen die Jahre in der Gefangenschaft. Mein Vater war in Frankreich, gefangen in einem Kohlebergwerk, wo er Kohle hackte und schaufelte. Vater erzählte mir, wie sie dort alle zum ersten Mal einen dunkelhäutigen Afrikaner gesehen hatten. Er war wie sie Gefangener unter Tage. Sie hatten sich alle erschrocken: Die dunkle Haut, die leuchtenden Augen und der grosse Mund. Gefürchtet hatten sie sich vor ihm.

In der Gefangenschaft gab es die Zeiten in vollkommener Dunkelheit in der Grube und die, an denen die Gefangenen oben in Hütten eingesperrt waren. Dürftig, mager, inmitten von Ungeziefer, dachte Vater sich Rätsel auf Fetzen von Toilettenpapier aus.

Sie alle wussten nicht, ob sie überleben und wenn ja, jemals wieder nach Hause kommen würden. Das Warten und die Ungewissheit waren fast unerträglich. Manchmal hielt es einer von Vaters Kameraden einfach nicht mehr aus. Wie schon im Krieg versuchten sie zu fliehen oder liefen absichtlich in die Schüsse der Wärter hinein.

Zur gleichen Zeit war sein Bruder, mein Onkel Kurt, in Russland. Bei Schnee und Eis war er weit in das Land hinein- und wieder zurückgegangen. Irgendwann kam die Erlösung für alle. Der Krieg und auch die Zeit der Gefangenschaft waren vorbei. Sie durften nach Hause. Endlich. Das Glücksgefühl war unermesslich gross.

Zuhause erwartete Vater die Freude über alle, die nach Hause kamen, und gleichzeitig der Schmerz über die, die nicht oder nie mehr kamen. Das Warten und Hoffen der Daheimgebliebenen schien kein Ende zu nehmen. Wenn er durch die Gassen ging, zierten schwarze Trauerbänder die Fensterläden, wo die Söhne und Väter gefallen waren.

Die Überlebenden sagten sich, lass uns vorwärts schauen und die Vergangenheit vergessen. Das war aber nicht so einfach, denn nachts in den Träumen holten sie noch viele Jahre lang die Geräusche der angreifenden Flugzeuge und Schüsse ein.

Alltag kehrte ein. Mein Vater arbeitete wieder in derselben Weberei, in der er schon zuvor gewesen war. Aus den jungen Männern waren erfahrene, erwachsene Männer geworden. Sie alle wollten nur eines: Vergessen. Mein Vater wartete immer noch auf seinen Bruder. Bald schon würde er nach Hause kommen, hatte er gehört.

Wie es ihm ergangen war? Ob er gesund wiederkehrte? Ob er überhaupt wiederkam?

Die Tage vergingen. Kein Kurt war zu sehen.

Als Vater aber eines Abends nach der Arbeit in sein Elternhaus kam, riefen sie ihm entgegen: „Wo ist dein Bruder? Hast du ihn nicht gesehen? Er wollte dich abholen!“

„Mein Bruder? Kurt?“

Aneinander vorbei waren sie gegangen. Die beiden Brüder hatten sich nicht mehr erkannt.

**zum morschen holz**

schon wieder steig ich auf zum morschen holz  
kein mensch ist da und tot die königin  
das blumenmeer verwildert  
das bienenhaus verfallen

bienen summen das lied der königin  
auf der suche nach unsterblichkeit  
die sie ihr nicht schenken  
das kind sieht den schwarm und erschrickt

gestern war tänzeln und flirren  
ein fliegendes kommen und gehen der fleissigen  
das hüpfende kind im farbigen feld  
weiss nichts vom stachel der zeit

die fliesst und vergeht und erinnert  
an ein haus voller duft mit menschen am feuer  
die lachen und singen in der sprache der mutter  
und dem kind das aus waben den honig leckt

als gäbe es nichts anderes  
in der zukunft als glück  
von dem niemand weiss  
und wieder steig ich auf zum morschen holz

## Urian

Das Auto fuhr fast von allein durch den nächtlichen Wald. Ich sass in einem meditativen Zustand am Steuer: Abwesend bei voller Konzentration. Langsam verflüchtigten sich die Nachwehen des überlangen Arbeitstages. Fast waren Ruhe und Klarheit in meinen Gedanken, da meinte ich, ein schmatzendes Geräusch zu hören. „Was...“, sagte ich dümmlich in die Leere meiner dunklen Umgebung.

Hüsteln, dann ein Stimmchen: „Hallo!“

Nein! Ich fuhr zusammen. Halluzinationen.

Wieder das Stimmchen, jetzt kräftiger und lauter: „Hallo, du! Du fährst falsch.“

Meine Gedanken stolperten: Ich höre Stimmen! Mir wurde heiss und kalt. Mein Herz hämmerte. Unversehens trat ich kraftvoll auf die Bremse. Das bewirkte hinten ein Krachen, dann ein plumpsendes Geräusch. Mein Blick in den Rückspiegel: Nichts. Nur Dunkelheit, schwarze Leere, absolut nichts zu erkennen.

Das Herzklopfen liess nach. Ich redete beruhigend auf mich ein: Alles gut. Da ist nichts, das ist nur ein Hirngespinnst.

„Oh nein, ich bin keine Einbildung, ich bin wirklich da. Ich lenke jetzt.“

„Was? Da ist nichts. Es gibt hier niemanden.“

„Frau, ich sag dir, du fährst falsch. Und es gibt mich wohl.“

Mit einem Satz sprang federnd etwas auf die Beifahrerseite. Ich fühlte, wie meine rechte Hand vom Steuer gezogen wurde. Entsetzen packte mich. Entrüstet wehrte ich die Berührung ab und versuchte, das Ding in mein Blickfeld zu bekommen. Mit wem oder was hatte ich es zu tun? Ich wurde

immer panischer.

Zwischen den nächtlichen Schatten im Wald und meiner wilden Vorstellung glaubte ich, ein verschrumpeltes Wesen zu erkennen, ein faltiges, altes Kind. Das nun mit knarrender Stimme wiederholte: „Du fährst falsch!“

Ich zweifelte an meinem Verstand. Eine beklemmende Angst ergriff mich und nahm mir die Luft. War dieses Ding in mir drinnen oder irgendwo draussen? Gefährdete es mein Leben?

Mitten auf der Strasse, da, wo ich war, hielt ich an und machte die Tür auf, um das Wageninnere zu beleuchten und dieses Wesen anzusehen. Es rauszuwerfen. Aber da war nichts. Kein Wesen, keine Stimme, auch kein fremdes Geräusch. Also doch Halluzinationen! Ich versuchte, ruhiger zu werden. Langsam zu atmen. Sicher war ich nur gestresst. In letzter Zeit zu viele Überstunden. Ich schloss die Autotür und fuhr weiter. Heimwärts.

Aber sofort war sie wieder da, auf dem Beifahrersitz, diese sonderbare Schrumpelgestalt, die ich in der schwach durchbrochenen Dunkelheit nicht recht erkennen konnte. Sie schrie mich an: „Du fährst in die falsche Richtung, Frau!“

Jetzt, da die Kreatur vorne sass, griff sie mir ungeniert ins Steuer und versuchte, mich von der Fahrbahn abzudrängen: „Siehst du nicht, dass du auf der Strasse falsch bist? Wir müssen nach rechts! Kannst du denn nicht den richtigen Weg erkennen, du blindes Huhn?“

Das Zwergenwesen versuchte weiter, das Auto von der Strasse weg in den Wald, in die Bäume zu lenken. Es schlug das Steuer kräftig nach rechts ein und schoss mit unerwarteter Schnelligkeit nach unten auf meinen Fuss auf dem Gaspedal, sodass das Auto einen Satz machte und krachend in Richtung Dickicht fuhr. Die Stämme der Bäume kamen bedenklich nahe. Ich hatte den Eindruck, das ungestalte Ding sei überall gleichzeitig. Nicht

mehr ich, sondern dieses Wesen steuerte das Fahrzeug.

Meine Angst wuchs. Schwarze Angst. Surreal. Ungreifbar, unbegreiflich.

Da der Zwerg mit seinem wuchtigen Aufprall meinem rechten Fuss einen heftigen Schmerz zugefügt hatte, trat ich mit dem linken Fuss auf die Bremse.

Der Effekt war stark. Der linke Fuss ist gewöhnt, die Kupplung durchzutreten, und so gelang mir das, was man eine Vollbremsung nennt. Das knorrige Wesen flog voll gegen die Windschutzscheibe.

„Autsch, bist du wahnsinnig, blödes Weibsstück! Wie sollen wir je auf den richtigen Weg kommen, wenn du so rumzickst!“ Es rieb sich brummend den faltigen Kopf.

Dann versuchte es, wieder aufs Gaspedal zu hüpfen. Ich hatte aber trotz meiner Panik das Steuer nach links eingeschlagen. Das Auto rollte zurück Richtung Strasse, weg aus der Gefahrenzone.

Das wollte sich der Zwerg nicht gefallen lassen. Er schrie: „Das macht man nicht mit mir! Ich bin der mächtige Urian! Alle habe ich bezwungen, ich werde auch dich bezwingen!“ Dann fasste er mich mit einer übermenschlichen Kraft an den Handgelenken und bewegte so das Steuer in die Richtung, die er haben wollte. Ich war zu seinem Werkzeug geworden!

Ich fasste nicht, was ich da erlebte. Eine merkwürdige Horrormärchengestalt wollte mich von meiner Route abbringen und auf einen „richtigen Weg“ führen, in den tiefen Wald hinein, aber mit welchem Ziel? Ich sah Bilder von halbtoten, blutüberströmten Unfallopfern vor mir, die sich mit Bildern von verlorenen, verdurstenden Kindern in düsteren Wäldern überlagerten. Was bedeutete dieser Zwerg, der mir sogar seinen Namen genannt hatte?

Wenn ich nicht vollständig das Opfer dieses irren Wesens werden wollte, musste ich handeln. Was konnte ich tun? Der Zwerg drückte mit aller Gewalt meine Hände aufs Steuerrad und versuchte gleichzeitig zu lenken. Immerhin lastete mein linker Fuss wieder schwer auf der Bremse. Im Augenblick standen wir. Vor mir in der Dunkelheit zeichneten sich vage die Bewegungen seines Kopfes ab.

Aus purer Verzweiflung biss ich zu. Irgendwo dort, wo ich eine Art Hals vermutete. Meine Zähne trafen auf Knochiges und Flüssiges. Das war zu erwarten. Mein Mund war voll davon. Umso erstaunlicher der Geschmack, den ich wahrnahm: Der Zwerg schmeckte nach Sonntagsbraten und Wein. Der Festtagsgeruch meiner Kindheit breitete sich im Auto aus. Ich fühlte einen unglaublichen Hunger und konnte mich nicht zurückhalten. Ich schlang das hinunter, was ich abgebissen hatte, und schlug meine Zähne erneut in das wohlschmeckende Wesen, das seine ganze Kraft mit meinem ersten Biss verloren hatte. Meine Hände waren frei. Ich konnte diese unerwartete Mahlzeit in aller Ruhe zu mir nehmen, bevor ich mich wieder auf Auto und Strasse konzentrierte.

Ich fühlte mich gestärkt. Jetzt hinderte mich nichts mehr daran heimzukommen.

**requiem für einen apfelbaum**

verdichteter wohnblock  
vernichtet  
doch  
in meiner erinnerung  
steht er noch immer  
im verwunschenen garten  
des vernachbarten hauses  
im hohen vernachlässigten gras  
für jahrhunderte gedacht  
wir spielen mit der verzauberten  
enkeln der besitzer  
rot verhext wie der apfelbaum  
auch verboten  
sommers versteckt im blattwerk  
nicht zu entdecken von uns  
verfluchenden müttern  
verwildert seien wir  
im herbst verspeisen wir die  
säuerlichen boskop  
wurmstichig manchmal  
der hund verjagt die katze  
rettet sich auf den apfelbaum  
verbellen nützt nichts  
an die leine der hund  
der nachbar mit der schweren  
leiter die verängstigte katze  
in sicherheit

wir träumen von  
vergangenen zeiten



## **Heim-Kommen. Versuch einer Annäherung**

Heim ist süß. Heim ist laut. Heim ist Bau, ist Haus, nicht Zelt oder Couch.

Heimat ist klebrig und dort. Heim@ ist die Länge der Kette am Fuss. Sie bestimmt den Radius deines Lebens, kurz oder lang, den du gut bespielen kannst. Heim bleibt Heimat in deinem Kopf. Heimat ist Los.

Heim ist für die, die eine Heimat haben.

Sind es die, die wissen, wo sie herkommen? Oder sind es die, die dann die sind, die da sind, wo sie sind oder wo sie hingehören, wenn sie hören?

Heim-Kommen ist immer und stets auch Bezug und Beziehung.

Heim ist Gruppe. Ein Verhandeln, stets, von Zugehörigkeit, Macht und Intimität.

Somit ist Heim das, indem du verhandelst, geborgen zu sein und wozu du Zugehörigkeit haben könntest. Diplomatie.

Aha.

Heim ist mehr gestern als heut'.

Heim ist das, wo ich dazu gehöre, ein Teil bin, teilhabe, hatte, gehabt habe oder gehabt hatte oder nur glaube, dass ich habe, hatte und so weiter und so weiter ...

Oft hast du genau dies und genau jene Teilhabe verloren. Abgelegt. Geraubt, aberkannt, genommen und genommen bekommen. Deine pflichtteilkleine Teilhabe an der Haus-Macht bleibt oft nicht mal Verhandlungsmasse. Sie ist Mit-Gift eines Seins, mit dem du nicht weit kommen kannst.

Manchmal sprechen sie nicht davon.

Manchmal deuten sie es an.

Du bist gegangen (sic!), weil du ...

Ja, weil ich nie dazu, nie daran, nie dabei auch und sicher nicht dazu gehört habe.

Weisst du wie es ist, Teil zu sein von etwas, was dir gehört?  
Indem du grenzenlose Macht und einen Gestaltungsrahmen hast? In dem du alles, bis ins letzte Tüpfelchen, auch auf dem metaphorischen i selbst und autark bestimmen kannst und darfst und schliesslich willst?

Sprache schafft Realität und Du bist „die Andere“.

Sprachlich gehörst du nicht dazu.  
Du bist die, die mitgemeint ist.

Namentlich verwundern sie sich, wenn sie dich hören oder lesen und dann zuordnen. Natürlich zuordnen. „Ich“ an der Grenze zum „Du“.  
Es muss „Die Andere“ sein. Nie „Eine von uns“.

Manchmal, im Alltag, sprechen sie seltsam langsam mit dir. Obwohl du schnell verstehst. Nun bist du da, wo deine „gute“ Sprache Ärger schafft.

„Heimat ist da, wo dein Ärger ist“, sagt Bichsel als Nachfolge deiner geliebten Bachmann in Frankfurt. Also ist sie doch über allem und überall?  
Dann find ich sie?

Heimat ist, wo meine Sprache keinen Anstoß findet?  
Heimat ist, wo meine Sprache, vielleicht sogar meine Sprachbilder, Resonanz finden?

Heimkommen wollt‘ ich.  
Wollt‘ ich da hin zurück, wo klar ist, wie das Brot gemahlen ist, das ich essen würde? Würd‘ ich Brot vertragen, käme ich reinerbig aus der Gegend, aus der alle die kommen, die Brot vertragen? Wäre ich wie die, die wissen, wie das Brot aussieht, das sie meinen, wenn sie „Brot“ sagen und nicht die

Nase rümpfen, wenn es zu dunkel, zu weich, zu hart oder zu weiss ist?  
Mögen Verlieden. Vertragen können. Was sagt hier das Idiotikon?

Wo kommt dein Geschlechtsname her? Wer sind sie? Wer wollen sie sein?  
Wer bin ich? Also bleibt doch nur die Gens.

Wer prägt mich? Die, die mich nicht geprägt haben? Oder die, die mir sagen,  
man hätte mich, wäre ich früher, dann wüsste ich, was mit mir...? Die,  
die nicht den ausgestreckten Zeigefinger schnell quer über den Kehlkopf  
ziehen und wissend lächeln, sondern die wissend lächeln, wenn sie ihren  
und damit deinen Blick kurz, an der Zeigefingerspitze nach oben gezogen,  
zum Schornstein wenden. Wer bin ich?

Ja. Ich weiss.

Wenn ich... dann wäre ich? Ja. Wahrscheinlich. Zwifach und mehr.

Bleibt Heimkommen der Moment, an dem mein Autokennzeichen nicht  
mehr dazu einlädt, mir die Vorfahrt zu nehmen oder den Vogel zu zeigen,  
wenn ich sie mir nehme?

Es bleibt mein Akzent, der berechtigt, ganz offen und frei, mir auf den Kopf  
zu oder wortlos zu sagen, dass ich eben ein Teil derer bin, die sie nicht  
mögen. Einfach so.

Ist Heimkommen der Tisch, der gedeckt wäre, gäbe es das Haus, in dem du  
aufgewachsen bist, noch so, dass die Türe mit dem Schlüssel, der in deinem  
Schreibtisch rostet, aufspränge? Schierling wäre einfacher.

Wäre Heimkommen, dem Grabstein, von klein auf bis heut,  
gegenüberzustehen und ihn mit seiner Aufschrift „1967-x“ geduldig warten  
zu lassen?

Da bliebe noch Platz. Anders als in der Grube selbst. Was machen die, die  
keine Beinhäuser haben?

Ist Heimkommen die Frau, zu der ich will, mit der ich nah und warm und sicher bin?

Was, wenn ich nicht weiss, wohin? Was, wenn ich mehr als (k)eine Heimat habe? Nichts, wo ich hinkann, darf und will?

Was, wenn du mir sagst: Nimm nicht das weisse Kreuz auf rotem Grund!

Das ist ...

Ja was? Was bleibt, wenn beim Einzug der Auszug klar wird? Wenn das Wagnis des gemeinsamen Heimkommens ein einsames Daheim sein kann?

Lass es ein Heimsuchen sein.